



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ostpreußische Grenzbilder.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und Gutes zu bieten, grade wie so mancher ehrliche Demokrat des Jahres 1848, der eine allgemeine deutsche Republik wollte, aber mit dem verstorbenen Großherzog an der Spitze. Das Moment des Illusorischen, fälschlich Idealismus genannt, tritt in der Kunst ebenso bestimmt und unterscheidbar auf, wie in der Politik und Wagners musikalische Declamation hat eine auffallende Verwandtschaft mit den Declamationen der politischen Idealisten; sie ist ebenso nebelhaft, ebenso träumerisch, als die Visionen jener Projectenmacher, die aus der krankhaften Uebertreibung unsrer philosophischen Speculation hervorgingen. Die wahre Kunst geht aus dem Können hervor, aus einer von überquellender Realität erfüllten Seele; die falsche Kunst entspringt aus der Reflexion über die Kunst, die nach einer phantastischen Realität sucht, um sie darzustellen, aber statt der leibhaftigen Helena nur ein Schattenbild umarmt. Und da zwischen der Kunst und dem wirklichen Leben eine beständige Wechselwirkung stattfindet, so dürfte es zweckmäßig sein, die Kunst beständig vor jenem Venusberge, einer vom Leben getrennten Schattenwelt, zu warnen, welcher die Nerven abspannt, das Blut krankhaft reizt und die Einbildungskraft mit Hirngespinnsten so überfättigt, daß sie zuletzt in matter, hoffnungsloser Blasirtheit endigt.

Ostpreussische Grenzbilder.

1.

Den Wandrer, der die ährenwallenden Ebenen und das walderrauschende Hüggelland nördlich vom Pregel nach dem mittleren Laufe der Memel zu durchstreift und seinen Blick auf die Ueberreste des Volksstammes richtet, von dem bald nur eine Sage durch diese Lande ziehen wird, mahnt es an jenes indische Märchen, das einer der Götter selbst seiner Göttin erzählte, und das ein Verbannter in der Sprache der Dämonen mit Blut auf Birkenrinde schrieb. Einem Könige sandte er es zu, der die Dichtung in Dämonensprache zurückwies. Da eilt der Verbannte, Gunadhya, mit seinem Birkenbuche in den Wald und ein Feuer anzündend liest er den säuselnden Bäumen, den flatternden Vögeln und den schlüpfenden Rehen das blutgeschriebene Märchen vor und wirft dann Blatt für Blatt in die Flammen. Die Bäume aber senken ihre Zweige lauschend nieder, die Vögel flattern, die Rehe schlüpfen herbei und horchen gelehrig dem entzückenden Märchenmund. Baum säufelt es dem Baum, Vogel singt es dem Vogel, Reh klagt es dem Reh; der Wald und die umherliegenden Lande erschallen von dem Wundermärchen; auf die Kunde davon eilt der König herbei, um der Vernichtung eines solchen Werkes Einhalt zu thun, und kommt zu rechter Zeit, um noch das letzte Blatt zu retten.

Auch den sittlichen und poetischen Kundgebungen des Stammes der Lithauer hat lange Zeit nur die Wilbniß mit ihren Rehen gelauscht und von seinem ganzen Erdbendasein ist nichts erhalten worden, als ein Blatt.

Wie durch ein Wunder hat sich der Rest der lithauischen Nationalität mit der kurischen, lettischen, esthnischen und livischen aus den fanatischen Vertilgungskriegen des deutschen Ordens bis in die Gegenwart gerettet, während die Existenz der Slawen des nördlichen Deutschlands in der deutschen Cultur längst erlosch. Man kann sich diese Erscheinung nur in der Weise erklären, daß das ursprüngliche heidnisch-religiöse Leben dieser Völker, indem es sich über das fremde, nur oberflächlich übertragene Christenthum hinaussetzte, ihnen in allen politischen Veränderungen eine Lebenskraft bewahrte, die sich erst in langen Zeiträumen und bei der immer heftiger andringenden christlichen Cultur abschwächen konnte. Ueberreste des Heidenthums findet man heutzutage noch bei allen jenen Völkerstämmen, so in ihrem Leben als Aberglauben und als feierlichen Gebrauch, wie in ihren Liedern als mythische, nunmehr freilich nur selten oder halbverstandene Anspielung.

Für die sociale und historische Entwicklung der Völker sind die lithauischen und finnischen Stämme verloren; nach außen hin haben sie nichts wirken können; aber desto mehr hat sich die ganze Fülle ihres Gemüthes und ihrer Liebenswürdigkeit nach innen gewandt, um am Feuer des Herdes zu wohnen und das Familienleben durch Sitte und Zartheit zu verschönen. Mit Erstaunen erfüllt es uns, welch eine immer rege Phantasie, welch eine innige Empfindung, welch ein treffender Witz selbst das kümmerlichste Leben des Leibeignen erheitert, welche holden Sterne diese Halbmenschen zu beschwören vermögen, daß sie durch die Wolken ihrer Trübsal leuchten. Zwar bei demjenigen Theile dieser Völkerstämme, der durch die traurigste Leibeigenschaft gekettet ist, durchdringt oft ein schriller Weheschrei die lieblichen Liedesklänge; aber selten ist es ein langgehaltener Klage-ton; am häufigsten ist es ein verzweiflungsvolles Aufjauchzen des Schmerzes, der in bitterem Lachen, mit herbem, das eigne Unglück geißelnden Witz dem instinctmäßigen Groll gegen die Härte des Herrenthums Luft macht.

Anders ist es bei den Völkerstämmen, die durch nähere Berührung mit germanischer Cultur ihre Nationalität zwar eingebüßt haben, doch unter milderen Sceptern, unter günstigeren Verhältnissen zum Theil in heitern Wohlstande leben, wie die Reste der Lithauer, deren Betrachtung unserm Geiste diese Bilder vorgeführt hat. Ihr äußeres Wohlsein hat an den vortheilhaften Veränderungen jeden Antheil genommen, durch die eine umsichtige Regierung schon eine Reihe von Jahren hindurch bemüht ist, den Zustand jener östlichen Provinzen des deutschen Geistes emporzuheben. Hier in den Hütten des Lithauers — wenn wir noch so glücklich sind, eine solche aufzufinden, die abgesondert

von den stattlichen Dörfern und fern von der reichen Stadt Tilsse (Tilsit) noch alle ihre Einwohner in der ursprünglichen Nationalität bewahrte — hier finden wir Innigkeit der Familienbände, Liebe zur Natur, Empfänglichkeit für die kleinen Reize des Lebens in einer oft rührenden Weise.

Suchen wir zu diesem Zweck ein entlegenes Gehöft auf, einen Abbau, ein Ausgebautes, wie man in Ostpreußen solche von den Dörfern abge sonderte Höfe zu bezeichnen pflegt. Man wird den Weg dahin genau angeben müssen; denn durch Palven (Haideland) und Torfmoor, Gehölze und Aehrenfelder führen zu dem waldversteckten Häuschen verschlungene Pfade. Aber nur an so entlegenen Orten können wir sicher sein, das Leben der Lithauer noch in seiner unverfälschten Ursprünglichkeit anzutreffen.

Selten finden wir eine elende Hütte, die über unserm Haupte den Einsturz droht, sobald wir die Schwelle mit dem Fuße berühren. In der Regel gelangen wir durch die hölzernen, strohgedeckten, oft in kleinem Maßstabe gebauten Nebengebäude zu dem Wohnhause, das von ihnen mit einem nicht gar geräumigen Hof umschlossen wird. Es ist ein sauberes, wie die Nebengebäude hölzernes, mit einem Strohdache versehenes Gebäude, fest in seinen Fugen, die Wände in der Farbe des verwitternden Holzes schimmernd, von der weißen Tünche moderner Cultur nie berührt. Die einzige Verzierung des Hauses gewahren wir an den Fensterläden, die mit Lilienstengeln und Tulpen grün, weiß und roth recht lebhaft bemalt sind.

Um das Familienleben der Hütte in seinem charakteristischen Reize zu beobachten, haben wir den Abend gewählt; denn er hat aus Wald und Acker, aus Städtchen und Nachbarschaft Vater und Mutter, Braut und Bräutigam, Buben und Mädchen um des Herdes heiliges Feuer versammelt: wir hören schon bei unsrer Annäherung Lieder, wie Vogellieder, mit unerwarteten Aufstimmungen, mit plötzlichen Abfällen, mit schnell aufeinanderfolgenden Schlagtönen, mit jenen sanften Verschwebungen des Tones, wie sie der Musik des Volksliedes überhaupt, vorzugsweise dem Volkslied der slawisch-finnischen Stämme eigenthümlich ist. Diese Musik spottet allen künstlerischen Bestrebungen, sie in ihren Melodien festzuhalten; der Musiker soll noch gefunden werden, der mit all seiner musikalischen Empfänglichkeit, harmonischen Kenntniß, Kunst der Instrumentation diese seelenvollen, einfachen, aber ebenso sonderbaren, flüchtigen Töne ohne bedeutende Einbuße ihrer originalen Naivität wiederzugeben vermöchte. Nach den von Nesselmann als Anhang zu seiner Bearbeitung und Uebersetzung lithauischer Volkslieder mitgetheilten Melodien hat ein königsberger Musiker wenigstens den Versuch gemacht, einige dieser Dainos für mehrstimmigen Gesang einzurichten. Der Beifall, den er dadurch eingeerntet hat, lohnt immerhin sein Bestreben, nicht sein Gelingen. Und warum sollten wir auch so sehnlich wünschen, diese eigenthümliche Musik in

steifhällige Noten gebannt zu sehen, da die Musik unsrer Tage sich diesen frischen Klängen immermehr zu entfremden scheint und bei all ihrem Streben uns doch nur einen falschen Begriff von derselben beibringen könnte! Mögen sie nachhalten, so lang es möglich ist und dann verhallen, wie so manches Schöne verhallt ist: Hat doch auch der Untergang sein Recht, wie das Dasein.

Treten wir ein, um die Lieder zu hören, so lange sie tönen. Die Hausthür besteht in einer oberen, gewöhnlich offen stehenden und einer unteren geschlossenen Hälfte, deren jede sich in ihren eignen Angeln bewegt. Leicht öffnen wir den geschlossenen unteren Theil und treten in das enge, mit Steinen gepflasterte Vorhaus. Noch tönt der Gesang, aber sobald unsre Hand die Krampe des Einganges berührt, bricht er plötzlich ab und die scheue Ueberraschung über die fremdartigen Gestalten an der Thür nimmt alle lächelnde Sangeslust von den Lippen der Sänger.

Einer von uns muß als Nahwohnender mit den Hausleuten bekannt sein, um einen genügenden Vorwand des Besuchs mitzubringen; oder unsre Vorsicht muß uns den unabweisbaren Grund eines längern Aufenthalts in dieser Häuslichkeit eingegeben haben; denn merkte man, daß wir nur der Beobachtung halber in die Hütte drangen, so würde die Blödigkeit der Hausbewohner uns nicht den geringsten Einblick in ihr Leben verstaten. Zwar dürfen wir getrost sagen, daß wir ermüdet, daß wir hungrig und durstig sind, der echte Luthauer — freilich nicht der lithauisch-deutsche Bauer — nimmt uns gastfreundlich an seinen Herd und an seinen Tisch auf; aber die Familie zieht sich in die entferntesten Winkel der Wohnung zurück und zeigt uns nichts als die hervorgukenden Köpfe mit den langen, schlichten, hochblonden Haaren und den wasserblauen Augen. So zurückhaltend ist der Luthauer von Natur und so mißtrauisch ist er überdies in der letzten Zeit durch die vielen Besuche geworden, die ihren Zweck der Beobachtung und Nachforschung schlecht verhehlten. Selbst wenn wir als Bekannte kommen oder uns durch rasches Mitleben zutraulich gezeigt haben, wird es uns schwer fallen, die Leute aus ihrer natürlichen Befangenheit zu schmeicheln.

Wir ersehen hieraus, wie schwierig es dem culturhistorischen Forscher sein muß, über diese hinschwindenden Völkerreste thatsächliche Ergebnisse festzustellen und welche Schwierigkeiten besonders dem Freunde ihrer Poesie in den Weg treten, der es unternommen hat, ihre Liederschätze in den Tiefen aufzusuchen, wo sie wie Gold im Schachte gewachsen sind. Ist es wirklich gelungen, die zögernden, schüchternen Liedestöne wieder hervorzulocken, so wird sich wiederum dem aufschreibenden Herrn gegenüber eine Verwirrung einstellen, welche das poetische Unternehmen völlig in Stocken bringt; im günstigsten Falle wird sich der vorsingende Luthauer durch sein Zartgefühl oft veranlaßt sehen, den Text

während des Gesangs abzuändern, etwa um einzelne Verbeheiten zu beseitigen, die ihn vor dem civilisirten Städter die Augen niederschlagen machen; oder wäre es auch um seiner Laune zu genügen, welche die mannigfaltigsten Varianten in die Texte der Dainos gebracht hat. Zu dictiren vermag der Lithauer nicht. Sobald er versuchen wollte, eine Daina herzusprechen, so würde ihn das Gedächtniß unbedingt im Stiche lassen und er würde sich den Inhalt immer wieder singend recapituliren müssen, um fortfahren zu können. Selbst die hingeschriebene oder gedruckte Daina vermöchte der Lithauer nicht nach dem gewöhnlichen Wortaccent, sondern immer nur nach der Melodie zu lesen: so innig sind auch hier wie bei den meisten echten Volksliedern Text und Musik ineinander verschmolzen und eins geworden. —

Was war aber der Inhalt des Gesanges, den wir bei unserm Eintritt in die Wohnung vernahmen? — Es war ein Doppellied, wie es der lithauischen Poesie eigenthümlich ist. Oft machen nämlich zwei Lieder ein Ganzes aus, so daß das zweite in möglichst wortgetreuer Wiederholung den Inhalt des ersten gleichsam parodirt. Solche Wechselgesänge gibt es zwischen Vater und Mutter, Schwester und Bruder, Jüngling und Mädchen. So singt z. B. der Jüngling:

Ein Wandrer ging ich hin meine Wege, ging nicht gar weit, da traf ich ein Mädchen.

Drauf das Mädchen: Eine Wandrerin ging ich hin meine Wege, ging nicht gar weit, traf einen Knaben.

Dann der Knabe wieder: Mehr denn zweihundert, dreihundert Meilen jenseit am Wald, an der flachen Wiese. — Diese Strophe wird von dem Mädchen wörtlich wiederholt, und der Knabe fährt fort:

Es prangt mein Mädchen im Rautengarten, bei Rauten, bei Rosen, bei bunten Nelken.

Das Mädchen wiederum: Es prangt mein Knabe im Distelgarten, bei Disteln, Kletten, bei Nesselstauden.

Und nun jauchzt der Knabe abschließend auf: Ei rumai, rumai, du Grün der Raute! Wie freut mich des Mädchens so holde Schönheit! —

Und das Mädchen läßt das Liedlein neckisch verhallen: Ei rumai, rumai, du spizer Dorn du! Wie hat doch mein Knabe so rauhe Wildheit! —

Das ist der Wechselgesang des Bräutigams und der Braut. Kein muntres Lachen, kein lauter Scherz folgt diesen Liedern; wäre auch kein Fremder dabei, die beiden Liebenden säßen sich stumm gegenüber, das Mädchen an ihrem Hochzeitskleid emsig fortarbeitend, der Jüngling die Augen schweigend vor sich auf den Boden geheftet und mit dem Gedanken an die Hochzeit erfüllt, die er schon vorbereitet: denn Martinszeit ist nahe. Der Plagmeister ist bestellt, der mit behändigtem Hut und aufgepußtem Rock dem Brautwagen voranstürmen

soll, schneller als dieser selbst, der mit übermüthigen Säulen bespannt den Weg daher durch das Dorf stürmt. Mehrere Tage vorher sind die besten Pferde mit reinem Hafer gefüttert worden, um recht ausgelassen und „vom Haber gestochen“ den Wagen nach sich reißen zu können.

Zeitgemäß hat vor einiger Zeit der Maler Löschien bei einer Gemäldeausstellung in Königsberg eine solche Heimkehr von der Trauung im Bilde vorgeführt und sich hierbei sowol durch die geschickte und sachgetreue Ausführung, als durch die Wahl des Gegenstandes manches Lob erworben. Wie hitzig und athemlos jagt hier der Platzmeister auf dem blutig gespornten Schimmel mit hochgeschwungener Peitsche, von den Duben umjauchzt, durch das Dorf dem Hause des Bräutigams zu, um der Braut den Bierkrug entgegenzubringen und alles Uebrige zu den bekannten Hochzeitsbräuchen zuzurüsten, noch bevor der Hochzeitswagen selbst ihn hat einholen können! Der aber rollt ihm unaufhaltsam nach; fast ungezügelt reißen ihn die übermüthigen Säule fort; man glaubt, er müsse jetzt in Stücke gehn. Aengstlich, aber von den Armen des Bräutigams beruhigend umschlungen, sitzt die Braut auf dem erhöhten Strohsitz und ersehnt das Ende der Fahrt. Nach diesem Wagen kommen die übrigen daher, zweispännig, oft weit zurückbleibend, und wie auch beschleunigt, doch mit ruhigerem Rollen vorwärts eilend. Weit hinaus zum Dorfe verlängert sich der Brautzug, und es sind nicht die letzten Wagen, die hier im Aehrenfeld verschwinden oder dort auf dem Hügel vor aufwallendem Wegstaub kaum sichtbar sind. Das ganze Dorf ist in Aufruhr. Wer nicht Gast ist, der ist an die Thore geeilt und jauchzt den Neuvermählten entgegen. Das Geflügel flattert aufgeschreckt empor und gackert von den Zäunen; ein paar borstige Eber sind wild geworden und galoppiren, quer durch die Umfriedung des Obstgartens brechend, weit hinaus auf die wachholderduftige Palve.

Das ist ein wahres Bild einer solchen lithauischen Hochzeit mit ihrer Wildheit, mit ihrem Jauchzen, mit ihrem Hinausstürmen aus der Ruhe der Jugend und ihrem Hineinjubeln in die Sorgen des reiferen Alters. Alles Sinnen des Knaben und des Mädchens ist ein Jahr vorher auf diese Hochzeit gerichtet, und manche Daina singt von dem wackern Mägdlein im Häuschen am blinkenden See, wo des Birkenwäldchens Saum sich hinzieht; singt von den Neuglein, die es dem Jüngling angethan, von dem stillen, verschämten Werben durch verheimlichende Blicke und bekennende Blumensträuße; besingt den Abschied der Braut von den lieben Eltern, von dem kleinen Haus, dem leuchtenden Herd, dem grünen Garten, und singt von dem Einzug in die stattliche Wohnung des Bräutigams.

Dies Liebesleben ist der Inhalt der meisten Dainos, und diese sind so mannigfaltig variirt, daß eine Sammlung dieser Poesten eine sehr enge Auswahl zu treffen hat. Es gibt aber auch Dainos von verschiedenartigem andern

Inhalt: Es gibt deren, wenn auch wenige, mit mythologischen Beziehungen, die dem Lithauer selbst meistens unverständlich geworden sind, und deren Deutung selbst dem gelehrten Mythologen schwer fallen dürfte. Andre Dainos handeln von der Beschäftigung, von dem täglichen Leben des Lithauers. Hier ist es besonders das liebe Ross des Jünglings, der Braune, den das Lieb besingt, und den des Jünglings Eitelkeit mit goldenen und silbernen Sporen antreibt und mit seidnem Zaume zügelt, wenn er zu Markte und von Markte reitet. Sehr niedlich sind die Dainos, welche Anschauungen aus der Thierwelt enthalten, wie „des Sperlings Hochzeit“ und die bereits durch Abalbert von Chamisso bearbeitete Daina von dem gebratenen Sperling, bei dessen Verschmausung zwei Tonnen Bier geleert werden. — Ueberaus rührend, so enge auch der Kreis der Vorstellungen und Bilder sein mag, sind die Klagen des verwaisten Kindes; überaus ergötzlich die Neckereien des spröden Mädchens gegen ihre Bewerber, welche einen Theil der wenigen heiter gestimmten Dainos bilden. Auch der Trinklieder gibt es wenige, wengleich, wie auch Nesselmann bemerkt, „der Lithauer der Sache weniger feind ist, als gut wäre,“ so daß in einem Doppelliede sogar die Jungfrau über ein Räuschchen klagt. Der Lithauer liebt in der That den Trunk, und nach der reichen Stadt Tilse oder auch nur nach den nahe gelegenen kleinen Grenzstädten zieht ihn am Markttag oft mehr das Trünkchen, das er in der Schenke nach beendetem Verkauf zu genießen hofft, als der lockende Ertrag seiner Marktwaare. Doch findet man unter den Lithauern von echter Nationalität wol kaum einen, der sich dem Trunk bis zum Ruin von Haus und Hof ergäbe. — Noch zu erwähnen wären die Kriegslieder und die Lieder mit historischen Bezügen; jene gewiß älter, ursprünglicher und volksthümlicher, diese neuerer Zeit angehörig und auf die letzten Kriege bezüglich. Diese wenigen Lieder sind die einzigen, in denen sich geringe Spuren epischer Motive finden, die sonst den lithauischen Dainos ganz fremd sind. Einer der früheren Sammler dieser Dichtungen, Rhesa, hoffte durch diese leisen Spuren irre geleitet, noch Ueberreste alter Epopöen bei den Lithauern vorzufinden; doch ist die Bekanntschaft mit dieser Poesie jetzt schon hinreichend, um diese Hoffnung niederzuschlagen. Auch nicht das kleinste epische Bruchstück ist aufzufinden. Dagegen ist diese Literatur reich an Märchen und Erzählungen, welche wol bei jedem Volke die langen Abende am flackernden Herdfeuer verkürzen, und es wäre ein sehr verdienstvolles Werk, eine Sammlung dieser Märchen zu veröffentlichen, wie solches bereits von einem preussischen Sammler versprochen worden. — Nachzuholen wäre in unserer Erwähnung noch das Todtenlied, das aber nicht, wie Rhesa thut, von der Daina als Rauda (Todtenklage) abge sondert werden darf, weil letztere als besondere Gattung ausschließlich dem lettischen Stamme angehört.

Die nacheinander erfolgten Sammlungen lithauischer Dainos reichen hin uns eine Vorstellung von dem erloschenen Leben des Volkes zu bilden und unsre Anschauungen zu ergänzen, wo der Gegenwart kein tieferer Blick in die Vergangenheit dieses Stammes vergönnt ist. Der milde Charakter des Lithauers ließ ihn ausschließlich am Ackerbau Gefallen finden, wie denn dieser auch heute die alleinige Beschäftigung des Nationallithauers ist. Die Fischerei wird nur wenig betrieben, und die kräftigen Männergestalten mit blau und rothen Kappen, die den Segen der Seen und des Haffes in die Städte Ostpreußens vertheilen, sind keine Lithauer, sondern dem kurischen Stamme verwandt. Selten treffen wir einen Handwerker unter den Lithauern, wol aber wissen diese geschickt ihr Ackergeräth eigenhändig zu verfertigen. Es ist ferner ein Irrthum, daß die nahe an der russischen Grenze wohnenden Lithauer den Schmuggelhandel zu ihrem Hauptgeschäft machen. Treffen einmal die Namen berühmter Schmuggler, die sogar den Raub als Handwerk treiben, mit lithauischem Klange unser Ohr, wie es in den letzten Jahren nicht selten vorkam, so dürfen wir versichert sein, daß die echte Nationalität in diesen Individuen und in ihren Familien längst erloschen ist. Der deutsch-lithauische Grenzwohner freilich, besonders an dem Grenzflüßchen Szeschupp, gibt seine Hütte und die ihm bekannten Waldverstecke in der Umgebung zum Schlupswinkel der jenseitigen und diesseitigen Schmuggler her. Er kommt zur Nachtzeit ans Ufer neben seinen Kahn und lauscht auf einen Schlag ins Wasser, auf ein leises Pfeifen und ähnliche Signale, um den Rachen zu lösen und ihn dem jenseits harrenden, schwerbeladenen Schleicher entgegenzubringen. Ist alles in Sicherheit, so erwärmt wol ein hochloderndes Feuer am Waldessaume die Glieder des weitwandernden Schmugglers, und indem es die Ballen der eingepackten Waaren erhellt, verhöhnt es den russischen Grenzsoldaten, der auf dem jenseitigen Ufer in seinem langen, grauen Kittel, das Gewehr geschultert, langsam über den Sand und die Haide hinwandelt und sich bessere Wachsamkeit für die Zukunft gelobt.

Solche Scenen aber erlebt der Nationallithauer nicht. Friedlich und ehrlieh sammelt er die Garben seiner Mühe und bereitet sich den Genuß, die Früchte seines Ackers nach den Städten zum Verkauf zu bringen. Dann legt er seinen weißen Schafpelz ab und legt den Rock von „Wand“ an — so nennt man das weißgraue, dichte Wollenzeug, das die lithauischen Frauen eigenhändig weben. Die Frauengestalten erregten früher, als man ihre Nationaltracht noch häufiger zu Gesicht bekam, durch ihre grünen, weiß und roth gepuzten Leibröcke von ganz zierlichem Schnitt unsre Aufmerksamkeit. Der Kopf wurde gewöhnlich mit einem seidenen, gleichfalls in jenen Nationalfarben schimmernden Tuche umwunden; oft flatterte auch — und so finden wir es

jetzt noch am häufigsten — ein Tuch von feinem weißen Zeuge, am Halse verschlungen, um die in Flechten aufgenommenen Haare.

So erscheinen uns die letzten Repräsentanten eines Völkerstammes, der erst jetzt, wenige Jahrzehnte vor seinem völligen Untergange, durch die Bemühungen patriotischer Forscher dem Ganzen, wozu er gehört, bekannt zu werden anfängt. Es hat etwas Versöhnendes, mitten aus der socialen Nullität dieser verschollenen Menschen ihre bescheidene Lebensbefriedigung, ihre beglückende Wohlhabigkeit herauszuempfinden. Diese Beobachtung läßt uns das Loos eines solchen Völkerstammes weniger bedauernswerth erscheinen, als das Loos ihrer Stammverwandten in dem sogenannten russischen Lithauen, welche auf den Wittinnen, breiten, flachen, mit breiterem Dach versehenen, elenden Fahrzeugen, oft den Riemen hinab unsern Augen vorbeifahren. Diese Armen sind Leibeigne, dzimkis, von dzimek, Knecht, und von ihren Herren einem jüdischen Händler auf bestimmte Zeit zur Fortschaffung von Waaren überlassen. Sind diese an ihren Bestimmungsort gelangt, so wird das elende Fahrzeug zertrümmert, das Holz verkauft, und jene Unglücklichen müssen zu Fuß den weiten Weg zu den Erdhöhlen ihrer Heimath zurück. — Sollte man glauben, daß unter diesen Halbmenschen noch der Frohsinn wohnen könne? In Königsberg und Memel, wo diese Varias in ihre graubraunen, zerlumpten, oft über den nackten Leib hängenden Kitteln, mit groben Stroh Hüten, gewöhnlich barfuß, oft mit Basttschuhen in Scharen an den Stromufern umherläufen, hat man selten Gelegenheit, sie in einem Augenblick der Ruhe zu belauschen. Widrige Zufälle aber haben jene Fahrzeuge mitunter auf den Wellen des Niemen, unsers Grenzflusses, eine Zeitlang festgehalten, wodurch den armen Menschen auf einige Stunden Ruhe entstand. Dann sieht man sie am Ufer um ihren großen Kessel tanzen, worin ein unsägliches Gebräu, ihr unerforschliches Mittagessen brodelte. In wilden Sprüngen, mit ausgelassenem Lachen ließen sie ihre Kittel schlottern und zapelten sie einher, in bacchantische Lust versetzt durch die arbeitlose Stunde, die Wärme des Feuers, die Dämpfe des Kessels und vor allem durch das Gezwitscher einer Kindergeige oder einer kleinen Flöte, die ein Ueberglücklicher auf dem verlockenden Markt des kleinen Städtchens nach langem innern Kampfe für wenig Pfennige erstanden hat.

Diesem Tumult schaut der Grenzlithauer vom Waldessaume lächelnd zu und ahnt nicht, daß es seine Stammverwandten sind, deren wilde Sprünge er verachtet.

Correspondenzen.

Die Friedenshoffnungen. — Die Nachricht von der unbedingten Annahme der österreichischen Vorschläge durch Rußland flog als überraschende Neuigkeit durch die